

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal  
zum Preise von 1 Dollar das Jahr.  
In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. R. A. u. m. a. n. n.'s  
Buchhandlung in Dresden.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.  
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbe-  
stellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:  
Rev. R. Adelberg,  
Milwaukee, Wis.

10. Jahrg. No. 1.

Milwaukee, Wis., den 1. September 1874.

Lauf. No. 205.

## Biblische Betrachtung.

[Nach Forstmann.]

Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns nicht mit ihm alles schenken. Röm. 8, 32.

Der wahre Christenglaube hält sich lediglich an den Heiland, weil er weiß, daß ihm dieser Freund ganz allein zuverlässig ist. Denn der Heiland hat uns eine solche Probe der Freundschaft bewiesen, die uns kein Engel und kein Mensch hat erweisen können. Diese besteht darin: Er ist für uns Gottlose, für uns Sünder gestorben. Das Schwert eines erbittlichen Feindes, welches schon auf unsere entblößte Brust gesetzt ist; der Tod, welchen man auf der offenen See im Schiffbruch vor Augen sieht; das Haus, welches lichterlose brennt und uns keinen Ausgang und keine Rettung verstattet, sind lauter nichts bedeutende Uebel, wenn wir sie mit demjenigen vergleichen, in welches uns die Sünde gestürzt hat und darin uns der Heiland fand, als er sich unser annahm. Das flammende Nachschwert war über die ganze Welt gezückt. Da trat er ins Mittel, leistete den Anforderungen, welche die Gerechtigkeit des Herrn an uns machte, ein völliges Gemüthe und erlösete uns dadurch vom Fluch des Gesetzes. Sein Blut ward als ein Lösegeld von unendlichem Werth, als eine völlige Genugthuung für die Sünden der ganzen Welt angenommen. Kann der Glaube, der diese Wahrheit faßt, nicht den sichern Schluß machen, mein Freund ist mir zuverlässig; ich kann mich ihm ganz und gar anvertrauen; ich kann ihm alle meine Angelegenheiten in Zeit und Ewigkeit empfehlen; ich kann ihm alle meine Wege befehlen und auf ihn hoffen; er wird wohl machen; ich kann mich seinen Händen überlassen!

— Bin ich mir noch selber etwas werth, ist mein Glaube ein Verdienst für die Seligkeit, ist meine Liebe etwas Gutes, auf das ich mich berufe, ist das Gebet oder irgend ein Grund für mein Lob — dann hat der Hochmuth, den ich außer dem Reiche Gottes hatte, sich bekehrt zu dem geistlichen Stolz innerhalb des Reiches Gottes, dann habe ich Christum und sein Reich zu meinen hochmüthigen Zwecken benützt.

[Für das Gemeinde-Blatt.]

## Herr sei mir gnädig und hilf mir!

Psaln 57.

Met.: Schwing dich auf zu deinem Gott.

Sei mir gnädig, treuer Gott,  
Sei mir Sünder gnädig!  
Dir vertraut in aller Noth  
Meine Seele stetig.  
Deiner Flügel Schatten giebt  
Zuflucht mir in Stunden,  
Wo ich seufz tiefbetrübt,  
Bis die Angst geschwunden.

Aus der Tiefe ruf ich laut  
Zu dem Allerhöchsten;  
Wenn mir rings vor'm Feinde graut,  
Ist Er mir am nächsten,  
Gott ist's, der mit starker Hand  
Allen Jammer wendet  
Und mich hier im Felsgerand  
Für sein Reich vollendet.

Trost und Hilfe sendet Er  
Mir vom Himmel droben,  
Des Verderbers Hand so schwer  
Darf nicht länger toben,  
Seine Güte und Treue erquickt  
Meine ganze Seele;  
Gnade und Wahrheit mich beglückt  
In der Trübsalsöhle.

Unter Löwen liegt mein Herz,  
Wie vom Pfeil durchdrungen  
Fühlt es tief den Klammernschmerz  
Wölderischer Jungen.  
Auch der Menschen List und Wuth  
Droht mir stets Verderben;  
Ohne dich, mein höchtes Gut,  
Müßte ich täglich sterben.

Großer Gott, erhebe dich,  
Laß die Menschen sehen  
Daß du thronest ewiglich  
Ueber allen Höden!  
Zeige doch der ganzen Welt  
Deine Macht und Ehre,  
Daß sie dir zu Füßen fällt  
Und dein Lob vermehre.

Ach sie stellen meinem Gang  
Nege hin und wieder,  
Ihre Feindschaft drückt so bang  
Meine Seele nieder.  
Eine Grube graben sein  
Sie auf meinen Wegen,  
Doch sie fallen selbst hinein  
Und ich geb' im Segen.

Gott, es ist mein Herz bereit,  
Fröhlich dir zu singen,  
Dir in alle Ewigkeit  
Lob und Preis zu bringen.  
Auf, o Seele, auf zum Dank!  
Harp' und Psalter tönet!  
Ihm erschalle mein Gesang,  
Der mit Gnade krönet!

In der frühen Morgenstund'  
Soll mein Lied erschallen;  
Bis zum Abend soll mein Mund  
Rühmend überwallen.  
Herr, ich möchte Dir so gern  
Danken vor den Leuten,  
Unter Völkern nah und fern  
Deinen Ruhm verbreiten.  
Ueber aller Himmel Höhn  
Deine Güte steigt  
Und so weit die Wolken gehn  
Deine Wahrheit reicht!  
Großer Gott, laß aller Welt  
Deinen Ruhm erscheinen!  
Zeige dich, du starker Held,  
Herrlich all den Deinen!

Fr. Wehermüller.

[Für das Gemeinde-Blatt eingesandt von U. S.]

**Wie sich ein einfältiger Christ darcin  
schicken soll, daß er unter so man-  
cherlei Spaltungen in Religions-  
sachen auf dem Weg zur Selig-  
keit bleiben möge.**

(Schluß.)

Nachdem auch unser lieber Herr Christus der Christenheit zu sonderem Trost sein heiliges Abendmahl eingesetzt und aber über demselben vielerlei Spaltungen sich erhoben haben, so ist abermals nicht vonnöthen, daß ein einfältiger Christ sich über denselben den Kopf zerbreche, wenn er nur einfältig seinem lieben Erlöser Jesu Christo glauben will. Denn der Herr Christus hat vom Brod gesagt: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das thut zu meinem Gedächtniß; und vom Reich (darinnen Wein gewesen) hat er gesagt: Trinket alle daraus, dies ist mein Blut des Neuen Testaments, das für eure Sünden vergossen wird, das thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß. Da nun ein Christ diesen Worten seines Erlösers einfältig und festiglich glaubt, hat er sich leichtlich in vielen Religionsgezänk zu entscheiden. Denn so jemand kommt und spricht: Wie kann Christi Leib und Blut im heiligen Abendmahl sein,

weil Christus gen Himmel gefahren ist und das Nachtmahl Christi auf Erden gehalten wird? Hat nicht Christus einen rechten, wahren menschlichen Leib? Kann auch ein menschlicher Leib zumal (d. i. zu gleicher Zeit) an zweien, ja, an vielen tausend Orten sein, an denen das heilige Nachtmahl in der Christenheit (sonderlich um die österliche Zeit) gehalten wird? — Hierauf antwortet ein einfältiger frommer Christ: Woher bist du wigiger worden, denn mein Herr Christus, daß du besser wissen willst, was er zu thun vermöge, denn er selbst? Er hat gesagt: das ist mein Leib, das ist mein Blut! Er ist wahrhaftig und die Wahrheit selbst; so ist er auch allmächtig, und ich weiß gewiß, daß er mich nicht betrugt. Schlecht geschmiedet (sagt man im Sprichwort) ist schlecht geschliffen. Ich will nicht wigiger sein, denn mein Herr Christus, welcher des himmlischen Vaters ewige Weisheit ist. Denn von Christo hat Gott der Vater gesagt: den sollt ihr hören! Darum frage ich nicht darnach, was menschlicher Wig und Vernunft hierwider aufbringt.

Will denn jemand einem einfältigen Christen die päpstliche Messe hoch rühmen und vorgeben, es müsse in der Messe der Leib und das Blut Christi dem himmlischen Vater für die Sünden der Lebendigen und der Todten wiederum aufgeopfert werden; so spricht ein einfältiger Christ: Ich finde in den Worten der Einsetzung des heiligen Abendmahls nichts von einem einigen Opfer, das wir für unsere Sünden aufopfern sollen, sondern allein, daß ich den Leib Christi esse und sein Blut trinke soll, und daß ich das thun soll zu seinem Gedächtniß, nehmlich damit meinen Glauben zu stärken; auf daß ich gewiß sei, daß Christus seinen Leib für mich armen Sünder in den Tod gegeben und mit seinem theuren Blut meine Sünden mir abgewaschen habe. Darum bedarf ich keines fernern Opfers, meine Sünden zu büßen und zu bezahlen.

Will dann jemand einen Christen bereden, er solle das heilige Abendmahl nur in einer Leigestalt empfangen, so spricht ein frommer, einfältiger Christ also: Ich finde in meinem Catechismo nicht zweierlei Nachtmahl, deren das eine für die Priester oder Kirchendiener, das andere für die Laien gehört. Nun hat der Herr Christus gesagt vom Kelch: Trinket alle daraus. Darum will ich meinem Herrn Christus gehorham sein und sein heiliges Abendmahl empfangen, wie er es selbst eingesetzt und zu nehmen befohlen hat; und frage nichts darnach, was man mir wider den ausdrücklichen Befehl Christi (unter dem Schein und Namen der heiligen Kirche) mit Ungrund aufdringen will.

Ein Christ hat in seinem Catechismo noch ein Stück, nehmlich die Schlüssel des Himmels, von welchen der Herr Christus geredet hat, da er zu den Aposteln und unter ihrem Namen zu allen rechten Kirchendienern sagte: Wahrlich, ich sage euch, was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein, und da er zu seinen Jüngern sprach: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Hieraus weiß ein einfältiger Christ, daß der Herr Christus den Kirchendienern solche Schlüssel zum Himmel gegeben, mit denen sie den bußfertigen Menschen den Himmel aufschließen, den unbußfertigen aber den Himmel zuschließen sollen, das ist, daß sie denen, so fromm werden wollen, Verzeihung ihrer Sünden verkündigen, denen aber, so in ihrer Bosheit fortfahren, die ewige Verdammniß dräuen und anzeigen sollen. Wenn nun einer daher kommt und spricht: Weißt

du auch, daß der Papst zu Rom allein die Schlüssel zum Himmelreich hat und dieselben alle Kirchendiener von ihm empfangen müssen? und wer solches nicht glaubt und den Papst nicht für den Statthalter Christi erkennt, daß derselbe nicht selig werden könne? Weißt du auch, daß der Papst etliche Sünden sich vorbehalten, von welchen auch ein päpstlicher gemeiner Priester ohne des Papstes Vorwissen Niemand absolviren darf? Weißt du auch, daß der Papst in Kraft dieser Schlüssel die Macht hat, den Engeln zu gebieten, die Seelen aus dem Fegefeuer zu führen? item, daß er Macht hat, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren ein- und abzusetzen? item, in Religions- und Glaubenssachen zu setzen und zu verordnen, was ihn für gut dünkt? Weißt du auch, daß der Papst Macht hat, den Schrein der Gnaden Gottes auf- und zuzuschließen, Gnade auszutheilen oder zu behalten, wenn und wem er will? — Darauf antwortet ein einfältiger Christ und spricht: Ich habe die Schlüssel des Himmelreichs (welche der Herr Christus seinen Jüngern, ja der ganzen Christenheit gegeben) mit Fleiß gesehen, kann aber nicht befinden, daß dieselbige dem Papst allein gegeben seien, wenn er gleich ein reiner und treuer Kirchendiener wäre; denn Christus hat allen seinen Jüngern geredet, da er ihnen Macht gegeben, die Sünden zu verzeihen und zu behalten. So kann auch im Fall der Noth ein jeder Christ den andern mit dem heiligen Evangelio trösten und ihm Vergebung der Sünden (wie groß auch dieselben seien) verkündigen. Und wenn man allererst müßte Erlaubniß vom Papst zu Rom holen, so möchte der Teufel einen armen Sünder wohl dieweil hinwegführen, ehe des Papstes Absolution käme. So finde ich auch unter den Schlüsseln des Himmelreichs keinen der zum Fegefeuer gehört. Noch viel weniger finde ich solche Schlüssel darunter, mit denen die Apostel weltliche Reiche auf- und zuzuschließen sich unterstanden hätten, oder mit denen sie der Leute Kisten und Kasten (unter dem Schein des Ablasses und der Gnade Gottes) aufgeschlossen hätten. Darum muß sich der Papst andere Schlüssel haben machen lassen, als diejenigen sind, welche Christus seinen Jüngern und der christlichen Kirche mitgetheilt hat. Darum glaube ich auch nicht, daß des Papstes Schlüssel den Himmel aufschließen. Derhalben mag der Papst zu Rom seinen päpstlichen Schlüssel meinethalben behalten, ich behelfe mich der Schlüssel des Himmelreichs, durch welche ich im heiligen Predigtamt von meiner Sünde abgemahnt werde und mein Gewissen mit Verkündigung der Vergebung meiner Sünden getröstet wird.

Siehe, wie fein einfältig kann ein Christ auf dem Fußpfad der göttlichen Wahrheit nach Anweisung seines Catechismi zwischen mancherlei Irrthümern oder Spaltungen richtig hindurch gehen und den rechten Weg zum ewigen Leben treffen; daß er weder in päpstliche Irrthümer und Abgötterei, oder auch in Secten und andere Verführungen gerathe, wie ohne Zweifel etliche hundert Jahre her viele tausend Seelen durch diese christliche Einfalt erhalten und selig geworden sind, welche sich nach diesen sechs Stücken des Catechismus gerichtet und auf dieselbigen seliglich gestorben. Und welcher Christ heutigen Tages sich seiner Seelen Seligkeit mehr läßt angelegen sein, denn zeitliche Güter, weltliche Ehre und fleischliche Wollust, und bleibet bei seinem christlichen Catechismo, der wird sich keine falsche Lehre irre machen lassen oder je in Irrthum nicht bis an sein Ende verharren. Und würde an ihm erfüllt werden, daß Christus der Herr sagt: So jemand will, des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei

oder ob ich von mir selber rede. Denn wem seine Seligkeit nicht angelegen ist und der Wahrheit nicht ernstlich nachforschet, sondern andern Leuten zu Gefallen glaubet, was sie wollen, dem geschieht nicht unrecht, wenn er (in muthwilliger Blindheit) verstockt und verdammt wird.

## Hans Sachs.

### Eine historische Erzählung

aus der

### Reformationszeit.

Von

J. C. Scholz.

[Fortsetzung.]

„Ich deute gar nicht, Meister,“ sagte Franz, sondern ich nehme es eben mit kindlichem Sinne an und auf, wie man ein Testament annimmt, ohne daß man daran deutelt oder hinzuthut oder hinwegnimmt.

Jene Weissagung ist für mich das Testament meiner Mutter. „Gott wird Dich nicht waisen lassen,“ das ist wahr geworden. „Lieb und Leid sind ausgewählt,“ auch das ist eingetroffen.

— Und das blühende Röslein? — O ich hab's gesehen mit diesen meinen Augen, und sein lieblicher Duft hat mein krankes Herz erfrischt. — Und der Schatz? — Auch der wird sich finden, es wird eben ein Schatz sein, der zu zählen und zu wägen ist und mich reich macht. Wann und ob ich das Röslein werde pflücken dürfen, wann und ob ich werde den mir verborgenen Schatz finden und erlangen, das weiß ich freilich nicht, doch „Jahr und Tag sind ausgezählt“ — genug, ich weiß, daß Beides vorhanden und für mich bestimmt ist.

„So bleib denn bei Deiner Meinung, entgegnete Hans Sachs fast zürnend, aber ich sage Dir, ihre Wurzel heißt Aberglaube, ihre Frucht Schwärmerei. Sie wird Deine Seele niemals zur Ruhe kommen lassen, Dir Frohsinn und Zufriedenheit rauben und Dich von dem einen Höchsten und Besten ablenken. Und das ist das Gefährlichste bei der Geschichte. Des Menschen Loos ruht allein in Gottes Schoos. Er giebt's wie er will. Darum sollen unsere Augen nur auf ihn gerichtet sein, in ihm allein muß unsrer Seele Sehnen, Wünschen und Hoffen ruhen.

Du aber wirft Deine Gedanken immer nur an der Erde haften lassen, die Deinen nebelhaften Schatz bergen soll.“

„O nicht doch, fiel Franz ein, wie könnt' ich das, da das Sprüchlein meiner Mutter gerade dasselbe besagt, was Ihr soeben ausgesprochen, denn es heißt ja am Schluß:

Sei getrost! Von Gott kommt Beides,  
Schatz und Röslein, Lieb und Leides.“

„Nun, meinte Hans Sachs freundlicher, diese letzten Worte zeigen allerdings, daß die Weissagung nicht ein Gedicht vom Teufel ist. An diese halt Dich nur.“

„Aber, lieber Mann, nahm jetzt Frau Kunigunde das Wort, „ich meine fast, daß Franz recht hat. Denn sich, Simeon und Hanna kamen ja auch vom Geiste getrieben in den Tempel und weissagten vom Christuskinde. So kann man nicht wissen, ob nicht auch Franzens Mutter vom Geiste erleuchtet—“

„Ei ja doch, Mutter, man kann's nicht wissen, sprach Hans Sachs lächelnd und verzichtete nun darauf, gegen die zwei Verbündeten weiter zu streiten. „Franz, sagte er dann, wenn Du ernstlich thun und

lassen willst, was du versprochen, so kaunst Du von morgen früh ab als Gesell bei mir arbeiten. Sieh nur zu, ob auch die Meisterin damit zufrieden ist."

Franz sah die Meisterin bittend an, aber schon bevor er ein Wort sprechen konnte, sagte sie gutmüthig: „Wenn mein Eheherr für morgen Euch zum Gesellen annimmt, so kann ich Euch doch nicht heute fortschicken. Nein, nein, Ihr mögt bleiben, und ich bin es zufrieden. Aber ich muß Euch auch meine Bedingungen stellen. So hört denn. Wenn ich Euch so ansehe, da thut es mir in der Seele weh, daß Ihr keine Mutter kennen gelernt habt. Ihr habt gar viel in euerm Leben entbehrt als Waife, und daß keine Mutter Euch erzogen, das merkt man in manchen Stücken. So möchte ich Euch denn eine Mutter sein und manches nachholen, obschon es spät ist."

„O gute, beste Frau Meisterin, sagte Franz tiefgerührt, laßt mich Euer Kind sein."

„Aber wie, fuhr Frau Kunigunde fort, bedenkt Ihr auch, daß eine Mutter Folgsamkeit und Vertrauen von ihren Kindern zu verlangen hat? So folgt denn, wenn ich Euch rathe; ich meine es gut mit Euch. Fliehet die bösen Gesellschaften, die schon manchen wackern Gesellen zu Grunde gerichtet haben. Aus der Gesellschaft und Gespielschaft erkennt man der Leut' Eigenschaft. — Nach diesem muß ich verlangen, daß Ihr Vertrauen zu mir faßt und Alles mir sagt, was Ihr auf dem Herzen tragt, was Euch beschwert oder ergötzt. Denn niemals werde ich Geheimnisse dulden, die hinter meinem Rücken angefaßt werden, auch wenn sie gut gemeint wären und aus einem treuen, ehrliehen Herzen räumen."

Die letzteren Worte sagte die Meisterin mit so großem Nachdruck und so ernstem Gesicht, daß Franz dabei betroffen erröthete, als ob ihm sein Gewissen schon etwas vorzuwerfen habe. Und in der That schloß sein Herz bereits ein Geheimniß ein, aber der Scharfblick der Meisterin hatte es entdeckt, schon bevor er von dem dustenden Nöslein gesprochen, daß er mit leiblichen Augen gesehen und das sein krankes Herz gelabt habe, von dem er aber nicht wisse, ob und wann er es pflücken dürfe. Aber es war ihr von jener Minute an gewiß geworden, daß Katharina jenes Nöslein für ihn bedeuete. —

Vom nächsten Tage ab arbeitete nun Franz als Gesell bei Hans Sachs. Er ging jeden Morgen vergnügt an seine Arbeit, nähte und pöchte, hämmerte und pöchte, daß es eine Lust war anzusehen. Ja die Meisterin mußte ihn anfänglich mahnen, seine Kräfte nicht über die Maßen anzustrengen, sondern zu bedenken, daß er eine schwere Krankheit hinter sich habe. Der Meister war mit seinen Leistungen wohl zufrieden, und die Meisterin konnte ihn nicht genug loben, da er, was kein anderer Gesell that, zuweilen in der Hanswirthschaft nach Feierabend dieses oder jenes besorgen und verrichten half, was den Frauensleuten zu schwer war. Sonntags früh ging er neben Hans Sachs oder seiner Ehefrau andächtig zur Kirche, Nachmittags hörte er aufmerksam beim Vorlesen der Predigt zu, dann durfte er mit der Familie auf die Allerwiese gehen, und der Meister bezahlte, was auch er aß und trank. Wenn er da so an Katharinen's Seite dahin spazierte; wenn Vornehme und Geringe den Meister freundlich grüßten oder dankend seinen Gruß erwiderten; wenn junge, reichgekleidete Männer mit Entzücken und Bewunderung auf Katharina's liebliche Gestalt blickten: da war es ihm, als ob nichts zu seinem Glück fehle. Er war froh und zufrieden.

Aber neben vielen heitern Tagen kamen auch

manche trübe, an denen sein Leben ihm so trostlos, so elend und jämmerlich erschien, als die Schuhflückeri, wo er am liebsten wieder sein Ränzlel geschmürt und in Gottes weite, schöne Welt hinein gewandert wäre. „Jahr und Tag sind ausgezählt," murmelte er dann vor sich hin, „aber ach, setzte er traurig hinzu, wie viele solcher armseligen Tage noch sein werden? Ach, daß ihre Zahl bald voll wäre!" Zuweilen stand er wirklich auf dem Punkte, sein Glück wieder anderswo zu versuchen, aber immer hielt eine ihm selbst unklare Gewalt ihn zurück. Wenn er dann stillvergnügt in Katharina's treues, offenes Auge hineinblickte, da wurde es ihm wieder gewiß, daß nur mit ihr ihm Freude und Glück für dieses Leben erblühen könne, daß hier in Nürnberg der ihm geweihsagte Schatz aufbewahrt sein müsse. Oftmals, wenn die Mitgesellen fröhliche Lieder bei der Arbeit sangen, saß er traurig und schweigend da, nur wenn angestimmt wurde:

„Es wohnet Lieb bei Liebe,  
Dazu auch Herzeleid" —

da sang er mit voller Inbrunst mit, und seine Lippen murmelten dazwischen:

„Von Gott kommt Beides,  
Schag und Nöslein,  
Lub und Leides."

So vergingen ihm unter Lieben, Leiden und Hoffen die Tage. Was in ihre Eintönigkeit manche angenehme Abwechslung brachte, das war die Unterhaltung mit seinem Meister über mancherlei wissenschaftliche Gegenstände. Franz vergaß darüber, daß er ein Schustergefell war, und fühlte sich auf einen höheren, freieren Standpunkt erhoben. Ja, es zeigte sich bald, daß Franz in manchen Stücken mehr bewandert war, als der Meister, der alsdann bescheiden sich unterweisen ließ. Franz las auch vieles Neue, wenn er Zeit übrig hatte, und mit großem Interesse hörte er zu, wenn der Meister diese oder jene Schwänke, Erzählungen und Schauspiele vorlas, die seiner Dichtkunst entsprossen waren. Da Franz ein natürliches Gefühl für das Schöne und Passende, ein richtiges Verständniß für verschiedene wissenschaftliche Stoffe besaß, so hörte der Meister gern sein Urtheil über die eigenen Dichtungen, ja er legte mit der Zeit sogar einigen Werth auf Franzens Lob oder Tadel. Mit hohem Ergötzen vernahm der Gesell seines Meisters Schwank vom Schlarafsenland e, die Erzählung von St. Peter mit der Weis, und andere Sachen.

Er lernte den Meister täglich mehr schätzen und ehren, wenn er sah, wie dieser seine Feierstunden zu etwas Würdigerem anwendete, als die große Masse der Gewerbsleute, die nach vollendetem Geschäft zum Bierhause ging; wenn er hörte, daß in Nürnberg au drittelhalb hundert Meister wären, die die alte Kunst der Höfe in ihren Kreis bannten und in Hans Sachs ihren Mittelpunkt fanden; wenn er den gepriesenen Meister nach der Last der Tagesarbeit dasitzen sah, der holdseligen Kunst zu pflügen, zu sinnen über neuen Tönen, die alten zu üben; wenn er sah, wie jener Alles in große Bücher zusammenschrieb, den Nachkommen aufzubewahren, was er mit Dankbarkeit überkommen, mit Lust und Liebe selbst geschaffen hatte; wenn er wahrnahm, mit welcher Selbstverleugnung der gute Meister sich dazu hergab, Lehrlinge und Schüler ohne alles Entgelt in den schweren Tönen zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, der theuren Kunst neue Pfleger zu werben und zu erziehen, und wenn er so vom Meister die Wahrheit erkennen lernte, wie in der herzlichsten Uebung eines

schönen Geschäftes auch bei geringem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf.

Wohl schätzte Franz seinen Meister hoch, aber so wenig, wie irgend einer seiner Zeitgenossen, war er im Stande, den vollen Werth des wackern Mannes ganz zu erkennen und zu würdigen. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so Viele ihre Stellung verloren oder verkannten. Wie dagegen Hans Sachs, gefesselt an sein bescheidenes Gewerke, dennoch vom Beifall ganz Deutschlands geehrt, immer in demselben Gleichmaße, mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerksmann, der handwerksmäßige Dichter blieb; wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen: das ist bewundernswerth. Er band nicht mit Geistlichen an über Glaubenssätze, weil er wußte, daß sich das für ihn nicht ziemte; er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand. Er verstieg sich nicht zu Aufzügen an das Volk, schrieb nicht Mahnbrieve an Pabst, Kaiser und Reich, sondern schrieb gemüthliche Allegorien, worin er seine Ansichten darlegte, und nützte mit seinem sanften Humor mehr, als Andere mit treffender Geißel. Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert, lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen, und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verläßt als verflucht. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und den Ton der Fehde einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen.

Er steht wie der Mittelpunkt zwischen alter und neuer Kunst, weist mit seinen Werken auf Aelteres, welches die Nation geschaffen hatte, und legt den Grund zu Späterem, welches sie schaffen sollte. Er ist im gewissen Sinne ein Reformator in der Poesie, wie Luther in der Religion. Betrost darf man den alten ehrwürdigen Meister neben den Häuptern der Reformationszeit nennen, die an großen Geistern und Charakteren so fruchtbar und gesegnet war.

Das ist das Bild des wackern Hans Sachs in seinen wesentlichen Zügen. Es umschließt Alles, was den guten deutschen Mittelstand bezeichnet: Handwerkscharakter, ehrbare Wildenatur, Hausverstand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges sittliches Mark und praktische Einsicht in's Leben. Ein treffliches Vorbild für jeden christlichen Handwerksmann!

Wie hätte wohl ein Meister mit solchen Eigenschaften ohne Einfluß auf seine Gesellen, Lehrlinge und Hausgenossen bleiben können? Niemand aber blickte ehrerbietiger und vertrauensvoller zu dem wackern Hans Sachs empor, als sein Gesell Franz. Eine warme Begeisterung für die edle Meistersängerkunst zog allmählig in sein Herz ein. Er gehörte seit einiger Zeit bereits einer Sängerkunst an, als Gesellschafter, aber da er die Tabulatur noch nicht recht verstand, so war er nur Schüler; in Kurzem wollte er sie vollends auswendig lernen, um Schulfreund zu heißen; einige Weisen zu singen, also ein SINGER zu sein, getraute er sich schon jetzt, eben so nach den Weisen Anderer ein Gedicht zu machen, dennach als Dichter zu gelten. Es blieb ihm, so meinte er, nur noch übrig zu erstreben, selbst eine eigene Versart oder Melodie zu erfinden, um als Meister dazustehen. Dahin war mit sein Streben gerichtet.

Nachdem Franz durch die Unterweisung seines

Meisters sich weiter vervollkommnet hatte, mußte er bei einer gewöhnlichen Zusammenkunft der Sänger, die auf ihrer Herberge oder Zechen stattfand, eine Probe seiner Kunst ablegen und als ihm diese gelang, wurde er als Singer aufgenommen und mußte dabei feierlich geloben, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Gern zahlte er das Einschreibgeld und gab freudig die vorgeschriebenen zwei Maß Wein zum Besten. Bei der nächsten öffentlichen Singschule gedachte Franz am Freisingen sich zu betheiligen, um nach und nach die nöthige Sicherheit und Ruhe für das Hauptfingen zu gewinnen. Die Meisterfänger Nürnbergs hielten ihre Singschule in der Katharinenkirche, und es wurde einige Tage vorher durch öffentlich ausgehängte, schön verzierte Tafeln dazu eingeladen.

So ging denn am bestimmten Sonntag Nachmittag die Familie des Meisters, Franz in ihrer Mitte, der Katharinenkirche zu. Der Meister schon vorausgegangen, weil noch mancherlei von ihm zu ordnen war, und Franz studirte unterwegs noch seinen Gesang, den er singen wollte, die Mutter und Katharina aber gingen still dahin, theils um Franz nicht in seinen Gedanken zu stören und zu zerstreuen, theils weil sie voll sorgender Erwartung waren, ob es ihm auch gelingen werde, und er sich nicht eine Blöße geben möchte, die ihnen allen wegen des Geredes der Leute unlieb sein mußte.

Am Eingange des Kirchleins hielt der Kirchner zu einer milden Gabe die Mütze auf. Dies geschah darum, daß nicht alles Gefindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte. Eine an der Kirchthür aufgestellte Büchse war zur Sammlung beliebiger Spenden zur Bestreitung der nöthigen Ausgaben für die Gesellschaft bestimmt. Bei dem Freisingen, welches dem Hauptfingen voranging, durfte sich Jeder hören lassen, der auch nicht Meisterfänger war. Außer der zahlreichen Sängergesellschaft war ein großer Kreis von Bürgern und Bürgerinnen zugegen, und tiefes, ehrerbietiges Schweigen herrschte in der zahlreichen Versammlung. Mit ernster, würdiger Miene saß der Vorstand der Gesellschaft da, das Gemerk, die Büchsenmeister (Kassirer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister und der Kronmeister. Neben dem Merkmeister standen die Merker (Kunstrichter), welche jeden Fehler sorgfältig aufmerkten und am Schlusse des Gesanges das Urtheil über die Sänger sprachen. Neben der Kanzel besaß sich der Singstuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel: die Meisterfänger hatten ihn auf ihre Kosten bauen lassen. Jetzt bestieg Reinhold, ein Schlosser, den Singstuhl. Er eröffnete das Freisingen. Er sang in geschickten Decimen und zielreichen Worten von den Kreuzzügen und ihren Wunderbarkeiten; darauf sang — denn nicht anders als singend durfte vorgetragen werden — Friedrich Epieß aus Köln mit lieblicher Stimme und in den Tönen der verschlossenen Helmweis die Legende vom großen Christoph. Ihm folgte Franz Uthmann aus Breslau. „Haus Sachsens Schüler und Gesell,“ flüsterte sich die versammelte Menge zu, und Alle verdoppelten ihre Aufmerksamkeit, indem sie etwas besonders Gutes erwarten zu dürfen glaubten. Auch das Gemerke gerieth in Bewegung vor Begierde, als Franz mit edler Haltung den Singstuhl bestieg und in der ansprechenden Hagedluthweise seinen Sang begann.

Er hatte als Stoff die liebliche Legende von der heiligen Elisabeth gewählt: Beklärten Antlitzes

kniert einst Elisabeth im Gebet in der Kirche bei Auspendung des Sakraments, „erhoben von Minne, schwebend in Süße mit Freuden übergossen, von Klarheit rings umschlossen;“ ihre Wonne ist nicht auszusprechen, sie hat Gottes Wunder mit innerlichen Augen gesehen, darauf schlummert sie ein, bald lächelt, bald weint sie im Schlafe, und als sie erwacht, sagt sie: „Ja, Herr, du willst sein mit mir, mit dir will ich auch immer sein, von dir nicht scheiden, Herr mein,“ — sie hat, so erzählt sie auf Befragen, im Geiste den Herrn Jesus gesehen; so oft dieser trostreichen Antlitzes sie anschaut, hat sie gelächelt, sobald er sich wieder abgewandt, geweint; endlich hat der Herr zu ihr gesagt:

„Willst du denn immer sein mit mir.

So will ich immer sein mit dir;“

und sie antwortet mit inniglicher Sehnsucht:

„Von dir gescheide ich nimmer,

In immerwährendem Zimmer

Will ich, o Herr sein mit dir.

So du willst immer sein mit mir.“ —

Franz kannte die Stelle wohl, wo die Frau Meisterin mit Katharina Platz genommen. Als er den Singstuhl bestiegen, winkte er ihnen mit den Augen einen herzlichen Gruß zu, und diese schauten unverwandt zu ihm hinauf; sie saßen ziemlich nahe bei dem Singstuhl. Katharina's Herz klopfte gewaltig, als Franz schüchtern zu singen begann; sie lächelte ihm ermutigend zu und hatte die Freude, zu gewahren, daß seine Stimme bald fester und frischer, sein Vortrag immer hinreißender wurde. Es klang endlich überaus ergreifend, und eine gewaltige Rührung ging durch aller Herzen, als er aus tiefster Seele heraus die Worte sang:

„So du willst sein mit mir.

Will ich auch sein mit dir

In immerwährendem Zimmer:

Von dir gescheide ich nimmer!“

„Von dir gescheide ich nimmer,“ hallte es wie ein leises Echo wieder, tief, tief in der Brust Katharina's. Das geweissagte duftende Blümlein in der verborgenen Herzenskammer war in dieser Minute aufgeblüht, und unbewußt füllten sich ihre Augen mit freudigen Thränen. Sie erschrak fast darüber als sie es bemerkte, und verstohlen blickte sie in's Antlitz ihrer Mutter, welcher zu ihrem Trost die hellen Zähren über die Wangen herabließen. „Franz hat seine Sache gut gemacht,“ flüsterte sie bewegt Katharine zu, die nur leise zustimmend mit dem Kopfe nickte, denn sie war vor Rührung keines Wortes mächtig.

(Fortsetzung folgt.)

### Daniel Püllel, der christliche Dolmetscher.

Ein Lebensbild aus der Missionsgeschichte von Trankebar.

(Aus dem Leipziger Missions-Blatt.)

(Schluß.)

Hier sehen wir aber auch die wahrhaft freie, christliche Stellung Daniels zur nationalen Frage im rechten Lichte. „Er war der Gebildetste unter unsern Christen und in der ganzen tamulischen Nation,“ sagt Missionär John; und in der That sah man das seinem ganzen Leben überall an. Ein würdiger europäischer Missionsfreund, der 1786 selbst in Trankebar gewesen war, nennt ihn „einen höchst liebenswürdigen Mann,“ mit dem er sich „in zärtlicher Liebe“ verbunden habe, und hält es „für eins der angenehmsten Begegnisse“ seiner Reise nach Indien, „einen solchen Malabaren kennen gelernt zu

haben.“ (B. VI, 166.) Daniels Bildung ruhte aber ganz auf dem Boden des Christenthums, und zwar des biblisch-kirchlichen Christenthums. Das gab ihm die rechte Stellung zur nationalen Frage. Es hob ihn aus der Sclaverei der indischen Nationalität hinaus, doch ohne ihn zum Sclaven oder Affen einer fremden Nationalität zu machen. Gegen den Schluß seines Lebenslaufs heißt es: „er haßte oder bedauerte den Unterschied der Geschlechter oder Kasten,“ aber der Zusatz: „ob er ihn gleich so wenig, wie irgend ein anderer abschaffen konnte, da die ganze politische Einrichtung und die bürgerlichen Rechte dies fast unmöglich machen,“ zeigt deutlich, daß ersteres nicht im Sinne einer vermeintlichen „Mission ohne Kaste“ zu verstehen ist. Wie wenig er daran dachte, die tamulisch-bürgerliche Volksart aufzugeben, erhellt wohl am klarsten aus der Gemeindeordnung von 1798, namentlich aus der tamulisch-socialen Form der Kirchenzucht, die damit eingeführt wurde und die so segensreich wirkte zu einer Zeit, da jede andre Art öffentlicher Kirchenzucht in den damaligen europäischen Staatskirchen schon mehr oder weniger unmöglich geworden war. (B. III, 128.) Ist es doch auch von den besten indischen Staatsmännern anerkannt, daß die indische „Dorfverfassung“ (village-system) die Grundlage aller Verfassung in Indien sein müsse, die sich lebenskräftig erweisen soll. Und auch die neuere indische Municipal Verfassung ist ein Versuch, auf Grund jener „Dorfverfassung“ weiter zu bauen. Daniel Püllel modificirte sie für die christliche Gemeinde, durch das christliche Gemeinde-Princip, welches jedoch nichts gemein hat mit dem falschberühmten modernen „Gemeindeprincip,“ das kirchenfeindlichen und widerchristlichen Majoritäten zur Herrschaft verhilft. Wenn nun diese Gemeindeordnung von 1796 dennoch nach wenigen Jahren fröhlichen Ausblühens wieder ihre Geltung verlor, weil die damaligen Hauptvertreter der Missionsgemeinden, die von der heimatlichen Kirche nicht mehr getragenen Missionäre, im Glauben und Bekenntniß erlahmten, und vor lauter Bedenklichkeiten gegen den „tamulischen Nationalcharacter“ in der Ausbildung der Missionsgemeinden zu selbständigen Gemeinden nicht weiter kamen (B. V, 841, ff.), so dürfen wir doch jenes kurze Aufblühen der Gemeinden in den letzten Jahren unseres Daniel Püllel als das bedeutungsvolle Abendroth ansehen, das zwischen dem Sonnenuntergang der alten Mission und der hereinbrechenden Nacht lieblich aufleuchtete, und noch einen schönen Tag für die tamulisch-lutherische Kirche verhieß.

Daniel Püllel wußte es selbst am besten, daß alles, was er gutes war und hatte, nicht ihm selber, sondern der Gnade Gottes in Christo Jesu zuzuschreiben war. Und weil er eine schwarmgeistige, sogenannte „innere Gabe“ außer Christo und seinem Wort nicht kannte, so hat er bis an sein Ende nicht aufgehört, das Wort Gottes fleißig zu gebrauchen, beides zu Hause und in der Kirche. Von seinen Erbauungsstunden hörten wir schon. Er hat sie unausgesetzt gehalten mit den Seinigen und mit gleichgesinnten Freunden. Und mit dem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes nahm er es sehr genau, trotz seiner vielen Arbeiten; ja er kam, wo thunlich auch Sonn- und Festtags Nachmittags gern zur Kirche. Doch nicht bloß äußerlich hielt er Gottes Wort. Miss. Zahn giebt ihm wiederholt das Zeugniß, daß er, „seine Fehler demüthig erkannt“ habe und „ein fleißiger, ernstlicher Beter“ gewesen sei, und daß er seinem Seelsorger gegenüber „offenherziger in der Entdeckung seines inneren Zustandes“ gewesen

fei, als sonst bei Tamulen gewöhnlich ist. Er ist freilich auch in spätern Jahren, ebenso wenig wie ein anderer, ohne Versuchung geblieben. Er hatte eine ganze Reihe von Kindern aus erster und zweiter Ehe, und, wie es in Indien gewöhnlich ist, noch mehr arme Verwandte, für die er zu sorgen hatte; auch viele andre Arme lebten von seiner Mildthätigkeit. So mußte denn mit den Gütern, die ihm Gott gegeben, hausgehalten werden. Wie man nun heutzutage bei uns sein Geld in allerlei Papieren anlegt, so legte man es dort bei den damaligen Umständen in Handelsunternehmungen an, auch ohne selbst Handelsgeschäfte zu treiben. Darin aber, sagten Daniels Tabler, thue er zu viel und sei zu sehr auf den Vortheil seiner Familie bedacht. Auch solchen Tadel hat er nicht selbstgerecht verachtet; hatte er doch das versuchliche seiner Familien sorgen wie aller „indischen Freuden“ wohl erkannt, als Gott ihn in Haider Ali's Lager „besonders nahm und in die Wüste führte.“ Er ließ sich also den Tadel seiner Feinde zur Selbstprüfung dienen und zu dem Entschluß, „auch allen Verdacht und bösen Schein zu meiden.“ Uebrigens kann es uns nicht Wunder nehmen, daß Daniel seine Feinde hatte. Hatten doch Leute, deren Ungerechtigkeiten er im Wege stand, schon im Jahre 1782 zu verhindern gesucht, daß er aus Haider Ali's Lager wieder entlassen werde. Aber Gott hatte ihren bösen Anschlag zu vereiteln gewußt. (B. III, 445.)

Mit seinem Vermögen hat er der Missionsgemeinde besonders durch Almosen gedient. Zu den regelmäßigen Gemeindelasten wurde, leider, nach den damaligen Missionsgrundsätzen, noch niemand herangezogen. Doch ist z. B. eine kleine Orgel, die er der Jerusalemskirche schenkte, noch in der ganzen ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in der Bethlehemskirche gebraucht worden (B. VI, 205). Aber sein Dienst an der Gemeinde hat sich nicht auf äußerliche Dinge beschränkt. Miss. John sagt: „in seinem Umgange mit Christen und Heiden war er ihnen mit seinen Gesprächen sehr nützlich, bekannte Jesum als den Grund unsers Heils frei und öffentlich; wobei ihm auch seine Beredsamkeit und Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, mit den evangelischen Lehren und dem praktischen Christenthum gute Dienste leistete. Kein Landprediger und Katechet übertraf ihn hierin.“ Von bleibender Wichtigkeit aber sind seine Uebersetzungsarbeiten. Mehrere derselben sind schon genannt. Andere scheinen nicht zum Druck gekommen zu sein. Doch führt Murdoch in seinem Katalog S. 150 „Meditationen“ auf, die 1810 zuerst, und 1811 zum zweiten Mal gedruckt sind. „Müllers Erquickungstunden“ sind gedruckt (vergl. Murdoch S. 180), aber schwerlich unverändert. Eine mehrere Benutzung seiner Uebersetzungen in unsrer Mission wäre gewiß sehr wünschenswerth und heilsam.—Aber die wichtigste von allem ist Fabricius Bibelübersetzung, zu der Daniel Pülli zuerst durch Miss. Zeglin († 1780) gezogen wurde. Mit Recht bemerkt Dr. Germann (Schwarz, S. 293): „Aus dieser doppelten Mitarbeit (Zeglin's und Daniel's) und dem späteren Druck erklärt sich zur Genüge, weshalb die Fabricius'sche Uebersetzung des alten Testaments die neutestamentliche durchweg übertrifft.“ Auch die neuesten englischen Revisoren haben im alten Testament nur wenig zu ändern gewagt; und dies Wenige (Vertauschung des Gottesnamens, Verminderung direct messianischer Weissagungen u. dgl.) ist in der Regel eine sehr zweifelhafte Verbesserung.

Daniel Pülli starb, wie schon bemerkt, während der ersten Occupation Trankebars durch die Eng-

länder (v. 13. Mai 1801 bis 17. Aug. 1802). In seinem letzten Neujahrstage hatte er auch Miss. John besucht, der aber schon am nächsten Tage an sein Krankenlager nach Poreiar eilte und in der ersten Zeit der Krankheit noch die früheren Gespräche über seine Lebensführungen mit ihm fortsetzen konnte. Ein tamulischer Arzt war, weil er nahe wohnte, zuerst zu Rath gezogen, scheint aber den Kranken unrichtig behandelt zu haben. Die später herbeigerufenen zwei europäischen Aerzte konnten des Fiebers nicht mehr Herr werden. Seine Kräfte schwanden; selbst seine Zunge wurde gelähmt. Er konnte nur noch einzelne Worte hervorbringen, aber Gesicht und Hände drückten seine Freude aus über den täglichen Besuch der Missionare, die ihm zusprachen und mit ihm beteten. Miss. John sagt, seine letzten Tage hätten viel ähnliches mit denen des sel. Vater Schwarz gehabt. Deutlich merkte man an ihm nicht nur eine herzliche Sorgfalt für die Seinigen, sondern auch das starke Verlangen, bald bei Christo zu sein. Am 28. Jan. 1802 schreibt Miss. John an Christian David in Jaffna, der sich später vom englischen Bischof ordiniren ließ: „ach wir haben auch am vergangenen Freitag unsern theuern Daniel Pülli begraben, . . . . sein Tod ist ein unerseztlicher Verlust, . . . . ich habe viel Thränen um ihn vergossen.“ Und am 3. Februar meldete er Daniels Tod auch nach Deutschland und schließt mit den Worten: „Sein Gedächtniß wird noch lange im Segen bleiben, und es äußert sich schon jetzt, da die Gemeinde ihn nun erst recht schätzen lernt, und sehr erweckt ist, seinem Beispiele zu folgen, und die guten Einrichtungen, die unter seiner Anleitung gemacht sind, unter sich zu erhalten.“—Wir aber preisen die Gnade Gottes, die sich also an einem armen tamulischen Waisenknaben verherrlicht hat.

### Leichen-Verbrennung.

„Dogmatische Gründe k. n. man gegen die Leichenverbrennung nicht geltend machen,“ so hat man gesagt. Es ist zu prüfen, ob diese Behauptung richtig ist. Wir gestehen zu, insofern lassen sich dogmatische Gründe nicht gegen Verbrennung der Leichen in's Feld führen, als die Auferstehung des Fleisches unangestastet stehen bleibt; denn wird das Meer die Todten hergeben, warum nicht auch die Asche des Feuers aus dem Leichen-Ofen? Aber wir meinen, es gebe doch andere biblische Gründe, welche es uns verbieten, in die Verbrennung der Leichen zu willigen. Schon die Analogie der ganzen heiligen Geschichte, die doch in allen ihren Theilen uns zur Lehre und Nachachtung geschrieben ist, giebt uns Handleiter. Wem kommts nicht in den Sinn, mit welchem Ernst Abraham bedacht ist, das Doppelgrab für Sara und sich zu gewinnen! Wie sorgsam bewahrt waren Jakobs und Josephs Gebeine! Wie baute sich David sein Grab auf Zion, daß es geblieben ist, bis zur Zeit der Apostel!—

Das Alles ist freilich nur Geschichte, und ist es nirgends geboten, daß wir es auch thun sollen. Aber die heilige Geschichte ist eine Lehrmeisterin. Zumal dann ist sie's, wenn nun bestimmte Aeußerungen des Herrn hinzukommen, welche damit übereinstimmen; dann werden wir darin auch den dogmatischen Nachweis finden, daß der Wille Gottes an jenen Exempeln der heiligen Geschichte uns ausgesprochen ist. Nun hören wir Matth. 8, 22 und Luc. 9, 60, daß der Herr zu einem der Jünger, welcher seinen Vater bestatten wollte, sagte: „Laß die Todten ihre Todten begraben,“ der Herr, hat auch damit keinen Befehl gegeben, daß man begraben, nicht verbrennen solle; aber in dem Worte des Herrn liegt die Vor-

aussetzung, daß eine andere Möglichkeit nicht als vorhanden gedacht wird. Nehmen wir hinzu, daß der Herr selber begraben ist, der in allen Stücken uns gleich und unser Vorgänger werden sollte, nehmen wir die Sorgfalt hinzu, welche Joseph von Arimathia und Nikodemus anwandten, und die zarte Liebe, mit der die Evangelisten erzählen, daß des Herrn Leib nicht in die Hände der Heuler gekommen, sondern von treuen Freunden getragen und gebettet ist, so werden wir den Eindruck haben, es ist gegen den Willen der heiligen Schrift, wenn man die Leichen verbrennt, anstatt sie zu bestatten.—

Noch auf eines möchte ich hinweisen. Der Mensch hat nicht das Majestätsrecht über den lebendigen Leib. Er kann ihn nicht willkürlich versteinern, tödten, verändern oder vernichten. Der Leib ist das Gebäude des Meisters. Der Meister allein kann ihn abbauen. Aber nachdem er ihn abgebrochen hat, ist's da in des Menschen Macht, den Leib zur Erde und Asche zu machen? Steht nicht geschrieben: Du sollst Erde werden? Nicht du sollst dazu gemacht werden! Wir meinen, es ist ein Eingriff in die Arbeit Gottes, der selber den Leib zur Erde werden lassen will im stillen Todtenkammerlein, wenn der Mensch eine Hand anlegt und das stille Sichauflösen der Leibesglieder in schnöder Ungebuld beschleunigt. Wir meinen, es steht uns besser an, den Leib, der ein Tempel einer von Gott erlesenen Seele war, zu schmücken und zu bewahren, so lange es das heilige Gesetz des Herrn uns zuläßt, so lange es nicht durch den Tod die Verwerfung wirken läßt.—

Die Gründe für die Leichenverbrennung sind offenbar grob materialistischer Natur, daß man sie nicht zu widerlegen braucht. Die beste Widerlegung der Leichenverbrennung liegt meines Erachtens darin, daß man damit in das pantheistische Heidenthum, in den Hinduismus zurückkehrt, in welchem es darauf ankommt die Welle bald thunlichst in das All zurücksinken zu lassen. Wenn das Heidenthum den Stempel des Hohen trägt trotz alles scheinbaren Firnisses, so ist der Gedanke einer Leichenverbrennung ein ächt heidnisch, weil ein so graufig roher, daß man es den Erfindern desselben anschauen kann, sie haben die Zartheit des Lebens und Denkens, welche das Evangelium bringt, muthwillens mit Füßen getreten.

Was für einen Eindruck die Leichenverbrennung auf ein nicht einmal christlich gebildetes Gemüth macht, mag uns ein voraussetzungslos an die Beurtheilung unserer Frage hinanzetretener Zeuge sagen. In der vom Maler Hildebrand 1873 in vierter Auflage erschienenen „Reise um die Erde“ sagt dieser in Uebereinstimmung mit dem bekannten Verfasser Ernst Rassebeck über eine Leichenverbrennung in Ostindien Folgendes: „Etwa nach einer Stunde war ich am Ziele angelangt. Ein Irrthum war nicht möglich. Der unheimliche Geruch fengenden Fleisches, der aufsteigende Rauch, die hohe Maner, Alles stimmte überein. Niemand verwehrie mir den Eintritt und ungehindert durfte ich Alles in Augenschein nehmen. Ich war darauf vorbereitet, nicht den Friedhöfen anderer Religionen Aehnliches zu finden. Dennoch befremdete mich der Anblick über alle Maßen. Auf unsern Gottesäckern erschallen aus blühenden Gebüsch die Stimmen der Singvögel, die, durch die Schen vor den Todten vor Frevlerhänden geschützt ein friedliches Leben führen; duftende Linden beschatten wohlgepflegte Grabhügel, und überall begegnet der nachdenkende Wanderer erhebenden Symbolen tiefer Sehnsucht nach einem andern, den Gedanken unseres Geistes entsprechenden geordneten Dasein. Hier fand ich nichts, als wüste Brandstätte. Auf der Maner saßen, statt Nacht-

gallen und Grasmücken, riesige Nasgeier, die schönsten Exemplare, die mir je zu Gesicht gekommen, und warteten philosophisch gelassen, bis die Reihe an sie käme, sich an der Bestattung des verstorbenen Hindus zu betheiligen. Eben wurden 8 Tödtel verbrannt. — — — Der aus Brettern und Balken errichtete Holzstoß mochte 2½ Fuß hoch und 7 Fuß lang sein — — — Die Todten lagen sämmtlich auf dem Bauche, und mehrere Leichencommissarien waren dabei beschäftigt, mit langen eisenbeschlagenen Stangen in der Gluth umherzustochern, und das Holz, sowie die menschlichen Ueberreste in regelmäßigen Brande zu erhalten. — — — Mit der Leiche eines Hinduknäbleins war man eben beschäftigt und der Tod hatte die Züge des schönen Kindes kaum verändert; sie glichen denen eines Schlafenden. Als der schwarzbraune Kerl das seine Gesichtchen in die Höhe schob, wandte ich mich voll Abscheu zur Seite. Meine Gefühle waren der widerlichen Scene nicht gewachsen; ich verließ den Platz.“ —

Man vergesse bei dem Ganzen nicht, daß man in Indien die Leichen aus religiösen Gründen verbrennt, bei uns aus irreligiösem Sinne sie verbrennen möchte. Kann jene indische Verbrennung nur Abscheu erwecken, so diese auch den ganzen heiligen Jorub über den Rückfall in's rohe, hoffnungslose, liebeleere, pietätslose Heidenthum. —

(Hannoversche Pastoral-Corresp.)

### Kirchliche Chronik.

Mit dieser Nummer beginnen wir denn den 10. Jahrgang des Gemeinde-Blattes und diesen Anfang eines neuen Jahrganges wollen wir benutzen, um einigen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben, die uns schon seit längerer Zeit bewegt haben. Zunächst nehmen wir diese Gelegenheit wahr, unseren Lesern in's Gedächtniß zu rufen, daß das Gemeinde-Blatt kein Privatunternehmen und keine Privatspeculation einzelner Personen ist, die unberufener Weise sich zu Lehrern Anderer aufwerfen wollen, sondern es ist unser Blatt ausschließliches Eigenthum der Synode von Wisconsin, von der es in's Leben gerufen wurde und von der es auch noch in Gemeinschaft mit der Synode von Minnesota durch Ernennung der Redactions-Committee controlirt und geleitet wird, und zwar so, daß alle und jegliche Arbeit sowohl der Redaction, wie auch der Correspondenten und Mitarbeiter unentgeltlich geleistet wird. Das Gemeinde-Blatt soll und will nur dazu nach seinen schwachen Kräften mithelfen, daß die theure Wahrheit des Evangeliums, der Schatz der reinen Lehre unserer lieben lutherischen Kirche unverletzt erhalten bleibe und seine Leser in der Erkenntniß derselben durch Gottes Gnade gefördert und befestigt werden. Dazu hat es sich zur Aufgabe gemacht, in schlichter und Jedermann verständlicher Sprache (sintemal es nicht ein Gelehrten-, sondern ein Gemeinde-Blatt sein will), die Grundwahrheiten der heiligen Schrift seinen Lesern darzustellen und die falsche Lehre, davon die Welt jetzt voll ist, zu widerlegen. Als besonders gefährliche Feinde unserer theuren lutherischen Kirche und ihrer gesunden heilsamen Lehre erkennt es daher in jetziger Zeit die falsche Union und das sich hier zu Lande breitmachende Austerluthertum; die erstere, weil sie Wahrheit und Lüge für gleichberechtigt hält, und das letztere, weil es, wie in der General-Synode, unter dem lutherischen Namen offenbaren calvinistischen und methodistischen Irrlehren freie Bahn läßt, oder weil es, wie im General-Council, mit dem Bekenntniß nicht Ernst macht durch eine ihm entsprechende Praxis,

oder weil es, wie in der Iowa-Synode, eine Lehre von „offenen Fragen“ aufstellt, die das Wort Gottes zu einer wächsernen Nase macht. Gegen diese gefährliche Abweichungen von der Regel des Glaubens wird denn auch das Gemeinde-Blatt in Zukunft wie bisher, ernstlich zeugen und das Bekenntniß unserer Kirche zu vertheidigen suchen. Daneben wird es die wichtigsten Ereignisse und Begebenheiten auf dem Gebiete der Kirche hier und im alten Vaterlande seinen Lesern mittheilen, das Interesse für das Werk der Mission durch interessante Mittheilungen von den Missionsfeldern und aus der Missionsgeschichte zu wecken und durch christliche und lehrreiche Erzählungen womöglich aus der Zeit der Reformation auch Stoff zu nützlicher Unterhaltung zu bieten suchen.

Damit glauben wir die Aufgabe, die sich das Gemeinde-Blatt gestellt hat, in kurzen Worten dargelegt zu haben. Wie aber kann es nun diese Aufgabe lösen? Wer soll diese schwierige und große Arbeit leisten? Darauf hören wir schon manche gewiegte Leser flugs antworten: Dazu haben wir ja die Redactions-Committee; das sind vier Männer, denen diese Arbeit von den Synoden anbefohlen ist. Wohl haben die Synoden die Redaction des Blattes diesen vier Männern aufgetragen; aber glaubst Du, daß diese Männer, die sonst noch schwierige und viel Arbeit erfordernde Aemter in der Kirche bekleiden, obiger Aufgabe gewachsen sind? Oder ist es recht und christlich, alle Arbeit einigen wenigen schon genugsam behürdeten Brüdern aufzuladen, die Du mit ihm theilen könntest? Weißt Du nicht, was Gottes Wort sagt, I. Cor. 7, 7: „Ein Jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, Einer sonst, der Andere so.“ I. Cor. 12, 7: „In einem Jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen.“ I. Petri 4, 10: „Dienet einander, ein Jeglicher nach der Gabe, die er empfangen hat.“ So ist es denn unsere ernstliche Meinung, daß die lieben Amtsbrüder ihre schönen Gaben nicht schlummern und im Schweißstücklein vergraben, sondern zum „gemeinen Nutzen“ fleißig gebrauchen und für das Gemeinde-Blatt zum Segen mehrerer Tausend Leser verwerthen sollten. Es hat uns schon längst geschmerzt, daß trotz mehrfachen und wiederholten Bittens uns so wenig Hilfe zu Theil geworden ist und darum auch das Gemeinde-Blatt durch Ansbürdung aller Arbeit auf einzelne wenige das nicht hat leisten können, was es sollte. Wir wiederholen daher bei dieser Gelegenheit unsere dringende und ernstliche Bitte an unsere lieben Brüder, ihr Interesse am Gemeinde-Blatt nicht nur durch Sammlung neuer Abonnenten, sondern vornehmlich auch durch Einsendung geeigneter Artikel an den Tag legen und somit auch den armen, vielgeplagten Redactoren treue Mitarbeiter sein zu wollen.

Doch müssen wir hier zugleich den wenigen Brüdern in der Nähe und in der Ferne, die uns bisher treulich zur Seite gestanden und manchen köstlichen Beitrag für unser Blatt geliefert haben, unsern herzlichsten Dank aussprechen, verbunden mit der Bitte, auch ferner treulich mithelfen zu wollen am guten Kampf des Glaubens. Besonders fühlen wir uns gedrungen, unseren theuren Glaubensbrüder und Mitgenossen an der Arbeit und an der Trübsal, den Herrn Fr. Weyermüller, den Sänger des schönen Elsaß und Vorkämpfer für das lutherische Bekenntniß in seiner Heimath hier namhaft zu machen, der mit seinen herrlichen, den edelsten lutherischen Geist athmenden Liedern, die er so göttig war, für unser Blatt einzuschicken, gewiß jedem unserer Leser manchen Genuß bereitet und bleibenden Segen gestiftet hat.

In der weiten Ferne ihm einen glaubensbrüderlichen Gruß im Namen sämmtlicher Gemeindeblatt-Leser entbietend, wagen wir die Bitte, auch ferner seine dichterische Feder zum Nutz und Frommen unseres lutherischen Zions in Amerika arbeiten zu lassen. Nun, in Jesu Namen! das sei auch unser Wahlspruch im neuen Jahrgang! Z.

In Hermannsburg ist das Missionsfest am 24. und 25. Juni in gewohnter Weise gefeiert worden. Am ersten Tage, der durch das herrlichste Wetter begünstigt war, vermochte die Kirche die Festgäste bei weitem nicht zu fassen, so daß viele auf dem Kirchhof bleiben mußten. In dem Hauptgottesdienste, welcher vier Stunden dauerte, hielt Past. Harns die Predigt über Röm. 5, 20, 21. Am Nachmittag predigte zuerst der Inspektor des alten Missionshauses, Past. v. Püfpe, dann Inspektor Speckmann und darauf stattete Past. Harns den Jahresbericht ab über den Stand der Mission draußen und in der Heimath. Im Zululande geht es immer noch nicht recht vorwärts, obgleich dort ein Großes geschehen ist durch die Unterstellung des jetzigen Königs Tetschwajo unter den englischen Statthalter von Natal, wodurch dem gräßlichen Blutbergießen einigermaßen gesteuert ist. Auch in Australien ist noch keine rechte Ernte und die dortige Mission soll sich deshalb nach Neuseeland wenden. Dagegen in Indien und auf dem amerikanischen Missionsfelde, das freilich keine Heidenmission ist, sowie im Betschuanenlande stehen die Dinge sehr erfreulich, vor allem in Bethanien mit seinen 500 Getauften. An Gaben ist das Jahr besonders reich gewesen. Die Einnahme betrug weit über 67,000 Thlr., und nach Abzug aller Schulden bleiben noch über 3000 Thlr. in Kassa. Die Druckerei hat im ganzen 15,000 Thlr. vereinnahmt, davon 6000 Thlr. Ueberschuß. Das am zweiten Tage in dem Dorfe Baven, eine Viertelstunde von Hermannsburg, abgehaltene Fest war trotz des am Vormittag strömenden Regens zwar auch sehr zahlreich besucht, aber sehr schwach von Pastoren. (Luthardt.)

Unter die Zeichen der Zeit, an welchem man die um sich greifende sittliche Entnervung und Erschlaffung erkennen kann, gehört als charakteristisch auch die Art und Weise, wie man in der öffentlichen Meinung über den Selbstmord zu urtheilen pflegt. Eine in Brünn erscheinende Zeitung brachte darüber kürzlich eine Probe der traurigsten Art. Ein Baritonist an der dortigen Oper hatte sich das Leben genommen, um „den Konflikt zwischen einer unbefiegbaren Herzensneigung und den ehernen Satzungen des Lebens“ zu lösen, mit andern Worten, weil er sich in eine Wiener Schauspielerin verliebt hatte, dieselbe aber nicht heirathen konnte, weil er selbst Frau und Kinder in Stuttgart hatte. In früheren Zeiten hat man solche Unglückliche in aller Stille begraben, um damit laut und deutlich die Verurtheilung eines solchen Verbrechens auszusprechen. In Brünn veranstaltet man eine „imposante Leichenfeier“ zu Ehren des Selbstmörders. Mit den vollsten Ehren unter dem Geläute der Glocken und in Begleitung von zwei evang. Geistlichen wurde die Beerdigung vollzogen. Aber damit noch nicht genug. Am Sarge des Selbstmörders hielten die beiden evang. Geistlichen Ansprachen, in welchen u. a. folgende Sätze vorkamen: Aus der des einen: „Zu seinen Lebenshoffnungen und den Wünschen seiner Fremde hat das ernste Geschick ein gebieterisches Nein gesprochen. Und dieses Nein vermochte seine von Natur weiche Seele nicht zu ertragen; das Mißlingen lieb gewordener Pläne erfüllte ihn mit

Zagen und Bangen, mit Schwermuth, sodaß er dem Leben aus dem Wege zu gehen strebte, welches nach so mancher genossenen Freude ihm auch herbe Prüfungen auferlegt, daß er freiwillig den Tod suchte und ihn leider auch fand. Dem verstimmtten Saitenspiel gleich sein Inneres in seines Lebens letztem Abschnitt, und wie zuerst das Gesicht mit ranher Hand sein Ideal angriff, so sah er schließlich den Tod als das Mittel an, um alle die Dissonanzen seines Inneren durch den Accord des Friedens abzuschließen. Gönnen wir ihm den Frieden, den er gefunden nach all den Freuden und heiß durchkämpften Schmerzen des Lebens. Der Kampf ist zu Ende, und wie nach tobendem Ungewitter die Sonne freundlich durch die Wolken lächelt, so möge die Sonne des Friedens verklärend über diesem Sarge strahlen." Aus der zweiten: „Zur Harmonie drängt alles Leben hin, die Dissonanzen sind Prophetenstimmen, die auf den nahenden Wohlklang hinweisen.“ „Du trugst selbst den Wohlklang nicht im Herzen, und während sie dir Beifall riefen, trugst du ungelöstes Weh im Herzen, den Widerstreit zwischen dem Fühlen und der strengen Lebensordnung, und fandest nicht die Lösung“ etc. In beiden Ansprachen kein Wort über die Sünde des Selbstmords, kein Wort über die sündige Neigung, an welcher der Verdächtige zu Grunde gegangen war, nichts als Anerkennung, unsittliches Mitleid, in welchem man die göttliche Ordnung als „strenge“ Lebensordnung zu bezeichnen sich erlaubt, ja sogar mehr oder weniger offene Selbpreisung des Selbstmörders. — Es sei ferne über den unglücklichen Mann zu richten. Das sei Gott überlassen. Aber als Diener des heil. Gottes, als Mund der ewigen Gerechtigkeit an die Gemeinde am Grabe eines Selbstmörders stehen, der trotz seiner armen Familie wegen einer unsittlichen Neigung sich entleibt hatte, und kein Wort über die Sünde des Selbstmordes reden, über die Verletzung der heiligsten göttlichen Bande, kein Wort tief ernster Warnung an die Gewissen, schon daß heißt, abgesehen von dem was positiv gesagt wurde, einen Frevel begehen an den Gewissen und Seelen der zu hörenden Gemeinde. Welche entsittlichende Wirkung muß es doch auf die Zuhörer ausüben, wenn sie aus dem Munde derer, die Zeugen der Wahrheit sein sollten, an einem solchen Grabe und bei solcher Gelegenheit nichts hören als anerkennende, verherrlichende Worte! Ist das etwas anderes als eine Verherrlichung des Selbstmords? Und kann das anders als sittlich erschlassend auf das Urtheil und die Gewissen einwirken? (Luthardt.)

Conferenz der Bischöfe zu Fulda, Ende Juni. Man sollte fast verwirrt im Kopfe werden, wenn man liest, was in den Blättern über diese Konferenz der preussischen Bischöfe mit Einschluß des Bischofs von Mainz gemuthmaßt, behauptet, bestritten, widerrufen und abern. als behauptet und widerrufen ist. Die Abmachungen der drei Konferenztage waren ein Geheimniß und durch die widersprechendsten Berichte wurden sie es erst recht. Man sprach von drei Parteien unter den Bischöfen, von denen die Friedenspartei in der Mehrzahl gewesen sein sollte; und wollte dann wieder wissen, daß die Kriegspartei die Oberhand behalten habe. Erst sollten Vermittlungsvorschläge an die Regierung gemacht sein, dann sollte man Vorschläge an den Papst gemacht haben, nach dessen Erklärung eine Herbstconferenz zu Fulda abgehalten werden sollte. Aus alledem geht nur hervor, welche Erregung der Kampf erzeugt hat, und mit welcher Spannung man seinem Ausgange entgegenfieht, um so mehr, als man sich doch in gewissen Kreisen, die das

Feuer am meisten geschürt haben, der Besorgniß nicht erwehren kann, daß ein befriedigender Sieg gar nicht so gewiß ist.

Die Bischöfe wollen nur unter der Bedingung Zugeständnisse und Frieden machen, daß die Kirche als gleichberechtigte Macht vom Staate anerkannt wird. Der Staat will aber nur unter der Bedingung Frieden machen, daß die Kirche diesen Anspruch aufgibt, und sich der Staatshoheit wie den Staatsgesetzen unterwirft. Da ist weder Frieden noch Vermittlung, sondern nur Unterwerfung des einen oder andern Theils möglich. Ultramontaner Seite ist man daher schon früher und jetzt wieder auf den Vorschlag gekommen, Kirche und Staat wie in Nordamerika zu trennen. Zwar hat der Papst in seinem Syllabus die Trennung verdammt, allein im Nothfalle, wenn alle Stricke reißen, wird er sie dennoch geschehen lassen. Das will der Staat aber nicht, obgleich er die Trennung selber schon durch die bürgerliche Ehe, die Aufhebung des Tauf- und Kirchenzwanges eingeleitet hat. Eine so bedeutende Gesellschaft wie die katholische Kirche will er nicht freigeben, weil er sie dann Papst und Bischöfen zur Erhöhung ihrer Macht übergeben würde. Er will die Hand darüber behalten, um diese Macht wenn nicht sich dienstbar zu machen, doch zügeln zu können. Für beide Theile ist es eine Machtfrage, und die wird nicht eher entschieden, als bis ein Theil seine Macht gebrochen fühlt. (Münkel.)

Am 13. Mai, dem Geburtstage des armen Pio IX. schreibt die römische Zeitung *Voce della verita* (Stimme der Wahrheit) nachdem sie den alten Peter in den Himmel gehoben: „Inmitten dieses sittlichen Chaos, wo selbst die heiligsten Worte ihren Sinn verloren zu haben scheinen, hält er (Pio) die Fackel der Wahrheit und Gerechtigkeit hoch; inmitten dieser Fluth von Sünden stellt er sein reines Leben hin wie einen Spiegel, und den modernen Pharisäern und Böhmern kann er ohne Furcht wiederholen: *Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?*“ u. s. w.

So ist denn der eitle, schwachsinige Mensch auch als sündlos hingestellt.

Ein Anwalt der Universität Heidelberg. Wenn sich in Heidelberg die theologischen Hörsäle bis zum Erschrecken leeren, so ist das um so schmerzlicher, als seine liberalen Theologen in dem Besitz des unschleibaren Mittels zu sein behaupten, der Entfremdung von der Kirche zu steuern. Es muß daher eine Erklärung gesucht werden, und die hat einer gefunden, der sie in der Heidelberger Zeitung veröffentlicht. „Die theologische Facultät in Heidelberg, sagt er, leidet unter dem Drucke eines von Norddeutschland gegen sie geschleuderten Bannes, der sie der Gefahr der Verödung nahe gebracht.“ Wer hat denn diesen Bann geschleudert? Das hat keine einzelne Person, das hat eine Strömung, die gläubige Strömung in Norddeutschland gethan. „Täuschen wir uns nicht! fährt der Anwalt fort. Diese positivistische Strömung findet auch einen Anklang unter der theologischen Jugend, der tief beklagenswerth ist. Während Facultäten, wo repräsentirtes (wieder aufgewärmtes) Lutherthum herrscht wie in Leipzig, die meisten Studenten (nahezu 400) zählen, meidet die theologische Jugend unsere wenigen freisinnigen Facultäten in auffälligster Weise.“ Der angebliche Bann aus Norddeutschland besteht demnach darin, daß die liberale Theologie keine Anziehungskraft hat; und da das ihre eigene Schuld ist, so hat sie selbst den Bann über sich verhängt. Es kommt indeß noch besser. „Es scheint, heißt es, ferner, als ob nach den gewaltigen Anstrengungen

des Krieges eine geistige Ermattung eingetreten sei, welche nur von den verderblichsten Folgen für unsere Kirche sein kann.“ Wirklich? Aber die Ermattung ist ja nicht in Leipzig, sondern in Heidelberg zu spüren. Man ist es müde und satt, immer mit denselben dürftigen Brocken von Religion gespeist zu werden. Oder ist das anders zu verstehen? „Fertige Resultate, heißt es endlich, verlangt man; inneren Kampf, die Mühe eigenen Forschens wehrt man trägt ab. Wohin kann das führen? Zur Unterdrückung des Wahrheitsfinnes, zur feindseligen Stellung gegen die gesammte Welt- und Lebensanschauung der modernen Welt, zur Aushungerung, und zu „Protestanten“, wie sie sich eine „Germania“ zulegen kann.“ Die Denkfaulheit und das Nachsprechen findet sich überall, und in allen Fächern überwiegt die Zahl derer, die nur das Nothwendige für ihren praktischen Beruf haben wollen, weil die Gaben nicht weiter reichen. Ist das bei den liberalen Theologen anders; haben sie keine Jünger, die „fertig“ sein wollen, obgleich sie es nur bis zum Klappern mit liberalen Redensarten gebracht haben? Gerade bei ihnen liegt die Gefahr um so näher, als sie nur einen kleinen Kreis religiöser Begriffe und Anschauungen haben, in welchem sie sich bis zum Ermüden herumdrehen müssen, wenn sie nicht einige Erholung und Ausspannung in ihren kritisch zerstörenden Streifzügen fänden. Wir nehmen übrigens davon Kenntniß, daß es trotz der Herrschaft des Liberalismus weder im Süden noch im Norden mit der liberalen Theologie recht fort will; und finden den Grund davon nicht zum wenigsten eben in der Herrschaft des Liberalismus, der sich jetzt ziemlich nackt und abschreckend in seinen Folgen für Religion, Christenthum und Kirche hat zeigen können.

(Münkel.)

Drei Monate sind vergangen, seit die luth. Gemeinde Usenborn in Hessen-Darmstadt zum ersten mal die Erklärung abgegeben, daß sie sich der damals noch nicht eingeführten Kirchenverfassung nicht unterstellen könne. Drei Monate hat sich die Gemeinde geduldet, drei Monate sich keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, um den schweren Schritt zu vermeiden, den bei Nichtgewährung ihrer gerechten Bitten sie zu thun in ihrem Gewissen sich gedrungen fühlte. Und als darum die Frist zu endgültigem Bescheid abgelauten war, die sie, um aus ihrer Noth herauszukommen, sich selbst und der Behörde gesetzt, hat die Gemeinde endlich auch diesen letzten Schritt gethan und am 21. Juni unter Berufung des Pfarramtsstand. Lucius sich als unabhängige luth. Gemeinde erklärt. Sie hat sich der Noth der Zeit entsprechend ein Statut gegeben und dasselbe am 24. Juni mit einem Begleitschreiben an das Ministerium des Innern eingesandt, in welchem sie die Bitte ausspricht, das Ministerium wolle dahin wirken, „daß der seitherige Specialvikar der Gemeinde abberufen, daß das Kirchenvermögen, selbstverständlich unter der Oberaufsicht der staatlichen Behörden, der Gemeinde überlassen, daß die vasa sacra sammt Pfarrarchiv dem von der Gemeinde berufenen Geistlichen überliefert und daß ihnen ihre Kirche zum Gottesdienst belassen werde.“ Die geistlichen Amtshandlungen,“ sagt sie, „werden, insoweit sie den Civilstand betreffen, von unserer Gemeinde insolange dem derzeitigen Civilstandsbeamten angezeigt werden, als die Kirchenbücher nicht dem von der Gemeinde gerufenen Geistlichen ausgeliefert werden.“ Wie nicht anders zu erwarten war, ist die anfänglich einmütig wider die Kirchenverfassung sich erklärende Gemeinde zweispaltig geworden, in Folge der Anfeindung, Drohung und Verpötlung, die ihr

von den verschiedensten Seiten zugetheilt wurde, und dann wieder durch die Versprechungen und Vorpiegelingen, mit denen man einzelne, besonders Aemere zu fangen suchte und wirklich fing. Eine bedeutende Minorität hat ihren früheren Protest gegen die Kirchenverfassung durch Namensunterschrift zurückgenommen, und da galt denn für die Treugebliebenen durch die That zu beweisen, daß es ihnen Ernst sei mit dem, was sie seither gesagt. Unverzüglich wurde der Oberstock eines Hauses hergerichtet, um bis zu der definitiven Entscheidung über Kirche und Kirchenvermögen als Betsaal zu dienen. Auch für die Wohnung des Pfarrverwalters war schon seit Wochen gesorgt, und so konnte letzterer am 4. Juli in Ufenborn aufziehen und Tags darauf, am 5. Trinitatissonntag, in dem geschmückten Betsaal vor zahlreicher Versammlung der konstituirten Gemeinde den ersten Gottesdienst halten. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Dieser Spruch, von einem jungen Gemeindeglied in Fraktur geschrieben, leuchtete trostreich und ermunternd an der mit Kränzen geschmückten Thüre entgegen. Und doch fragt manches Herz mit Bangigkeit: was wird nun kommen? (Luthardt.)

Ein einzigartiger und bis dahin wohl noch nicht vorgekommener Fall wurde am 15. Juli vor dem Kreisgericht zu Broid bei Mülheim a. d. Rh. verhandelt. Verklagt war der kath. Rektor Savels zu Stryum-Oberhausen wegen Injurien gegen einen Verwalter in Oberhausen, der mit seiner Frau in Civilehe lebt und die katholisch-kirch. Trauung nicht nachgesucht hat. Der Angeklagte sollte dieses Verhältnisses wegen der Frau die Absolution im Beichtstuhl verweigert und ihr vorgeschrieben haben, den Umgang mit ihrem Manne aufzugeben und denselben bald möglichst zu verlassen. Er sollte ferner gesagt, daß ihr Mann sie verlassen könne, falls es ihm einfallt, und außerdem der Frau angeboten haben, falls sie kein geeignetes Unterkommen habe, ihr die nöthige Unterstützung zur Reise zu ihren Eltern oder zu einem Aufenthalt in einer Anstalt bis zu ihrer Niederkunft zu geben. Einzige Zeugin war die Frau, welche in der Voruntersuchung die einzelnen Punkte der Anklage eidlich erhärtet hatte. Der Angeklagte erklärte, daß ihm die betr. Person ganz unbekannt sei, daß er über die ganze Sache nichts wisse und verwies auf die betr. Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts, sowie auf das kanonische Recht, welches jede Aeußerung über Angelegenheiten der Beichte verbietet. Auch der Staatsanwalt wies unter Beziehung auf das allgemeine Landrecht nach, daß die Interna des Beichtstuhls vor dem gerichtlichen Forum nicht als Injurien verhandelt werden können, daß die Frau, welche freiwillig zur Beichte gekommen, darauf gesaßt sein mußte, nach kirchlichen Grundsätzen ihr Betragen verurtheilt zu sehen, und beantragte deshalb Freisprechung. Nach der geheimen Berathung des Richterkollegiums aber ward das Urtheil gesprochen: in Erwägung, daß §. 78 des Allgemeinen Landrechts nicht hindert, die im Beichtstuhl vorgekommenen strafbaren Aeußerungen wirklich zu strafen; in Erwägung ferner, daß die Absicht der Beleidigung sich zeigt in jenen Aeußerungen, die nicht nöthig waren zur Darlegung des kirchlichen Standpunktes, erscheint der Angeklagte als schuldig und wird zu 10 Thlr. Strafe und in die Kosten, eventuell zu fünf Tagen Haft verurtheilt. Die Berufung wurde natürlich angemeldet. —

### Buch-Anzeige.

Von Herrn M. C. Barthel in St. Louis ist uns ein hübsch ausgestattetes Büchlein zugegangen, das den Titel trägt: „Johann Gerhards tägliche Uebung der Gottseligkeit. Aus dem Lateinischen übersetzt.“ Es ist dies ein Gebetbüchlein, enthaltend eine Reihe von 46 kernigen Gebeten, wie sie nur aus dem Herzen eines frommen Christen, der beides den Jörn Gottes über die Sünde und den Trost seiner Gnade reichlich erfahren hat, fließen konnten. Der Name des Verfassers, ein erleuchteter und rechtgläubiger Kirchenlehrer, von dem auch mehrere unserer herrlichsten Kirchenlieder stammen, bürgt uns schon für die Gütigkeit des Büchleins. Wir möchten es allen Christen zum fleißigen Gebrauch in guten wie in bösen Tagen empfohlen haben. Der Preis ist uns leider nicht angegeben worden, doch wird derselbe wohl nicht höher als 25 oder 30 Cents sein, so daß die Anschaffung des Büchleins auch den ärmsten Christen möglich ist. Z.

### Missionsfest.

In Verbindung mit der Versammlung der Missions-Conferenz wurde am 9. Sonntag nach Trin. ein Missionsfest in La Crosse gefeiert. War auch die Zeit, wie sich später herausstellte, für die Nachbargemeinden nicht ganz vorsehend gewählt, so ist doch mit Gottes Hilfe wieder ein Anfang gemacht, die Seelen auf das Werk des Herrn aufmerksam zu machen und zur Theilnahme daran zu ermuntern. Im Vormittagsgottesdienst legte Herr Pastor Siegler von Ridgville den Zuhörern auf Grund von Aposl. 4. 19 u. 20 das Werk der inneren Mission ans Herz, worauf Herr Pastor Günther von Burr-Oak nach der zweiten Bitte im Vaterunser zur Theilnahme am Werk der Heidenmission aufforderte. Im Abendgottesdienst legte Herr Pastor Dagerde von Boscwicks Valley nach Verlesung von Micha 4, 2 u. 3 die Entwicklung des Hermannsburger Missionswerkes dar und zeigte, wie Gott dieses Werk, das klein, aber im Glauben anzufangen wurde, so augencheinlich gesegnet habe. Gehe Gott, daß der ausgestreute Same nicht ohne Früchte bleibe!

Die Collecte betrug \$31.

C. G. Reim.

### Todesanzeige.

Allen den lieben älteren Amtsbrüdern, die schon vor 20 bis 25 Jahren in Caledonien verkehrt, diene zur Nachricht, daß es dem Herrn gefallen hat, den alten Pionier und Vorkämpfer des Glaubens in dieser Gegend J. Friedrich Strangmann, der zugleich war ein Begründer und eine Säule unserer Gemeinde, nach langjährigem Leiden Montag den 3. August, aus dieser streitenden in die triumphirende Kirche, durch einen sanften, seligen Tod abzurufen, da er nun kauft, was er hier geglaubt hat. Er hatte noch nicht das 60. Jahr vollendet. Sein von ihm selbst bestimmter Leihentext steht 2. Samuelis 22, 2. 3. Wohl uns, daß wir wissen, die Kirche und Gemeinde ruht nicht auf hinfalligen Menschen, sondern auf dem Pfeiler und Grundeste der Wahrheit: Gott ist gesegnet im Heiliche. Amen.

A. Liefeld.

### Northwestern University,

Watertown, Wis.

Das neue Schuljahr der Northwestern University soll, so Gott will, am 8. September (nicht, wie im Katalog angegeben ist, am 14. September) 1874 seinen Anfang nehmen. Die Anstalt besaßt zwei Abtheilungen, eine Realschule und ein nach deutschem Muster eingerichtetes Gymnasium mit fünfjährigem Course, an welchem beiden sechs Lehrer thätig sind. In Betreff der Aufnahme-Bedingungen wende man sich an

H. W. A. Ross, Inspector.

### Berichtigung.

Die Summa der Collecte beim Missionsfest in Döbelsch betrug nicht \$211, wie irrthümlich in der letzten Nummer des Gemeinde-Blattes angegeben war, sondern \$221.40.

P. h. Brenner.

### Zur Nachricht.

Da der Herr Lehrer Oberdorsten in Fond du Lac unter zu beklagenden Umständen von seinem Amte an der Gemeindefschule daselbst gekommen und eine der luth. Kirche entgegenstehende freie Schule gegründet, so wird derselbe hiermit von der Synodalgemeinschaft der ev. luth. Synode von Wisconsin suspendirt.

Desgleichen wird zur Anzeige gebracht, daß Herr Pastor C. Kühner unter den Gliedern unserer Synode beruhten Verhältnissen sein Amt an der Gemeinde in Manitowec niedergelegt und seinen Austritt aus der Synode von Wisconsin erklärt hat, derselbe also gleichfalls nicht mehr zur Synode gehört. J. Bading, Präf.

### Ordination und Installation.

Nachdem Hr. Cand. Hinrenthal vom Concordia College zu St. Louis einen Beruf von der ev. luth. St. Paulus Gemeinde an der Schmidtsroad in Town Franklin erhalten und angenommen hatte, wurde derselbe am 10. Sonntage nach Trin. unter Aufsicht des Hrn. Pastor A. Liefeld in seiner Gemeinde von dem Unterzeichneten ordinirt und eingeführt.

Wäge es dem lieben Bruder gelingen unter dem Beistande des hl. Geistes im Segen an der lieben Gemeinde zu wirken.

G. Denninger.

Adresse: Rev. Hinrenthal, care of J. Miglaff.

Manitowec, Wis.

### Ordination und Installation.

Nachdem der Candidat des hl. Predigtamtes Hr. Adolph Löpel einen ordentlichen Beruf von der Parochie Peshigo empfangen hatte, wurde derselbe von dem Unterzeichneten am 9. Sonntage nach Trin. in der Kirche zu Peshigo ordinirt und installiert.

Der Herr segne Hirten und Herde!

F. r. Schug.

Adresse: Rev. A. Löpel.

Peshigo, Wis.

### Einladung

Zu der w. G., 25 bis 29. September in Sheboygan tagenden „Wisconsin-Pastoral-Conferenz“ ladet mit der Bitte um ert. rechtzeitige Anmeldung die lieben Brüder der Ev. Synode von Wisconsin und andern Staaten ein

D. Spehr.

Sheboygan, den 24. August 1874.

### Briefkasten.

Briefe empfangen von den Pastoren Liefeld, Stülpmagel, Schug, Prof. Zittelhorn, Löpel, Strassm., Eckmann, Prof. Ernst, Brenner, Poy, Spör, Kleinhaus, Brockmann, Stefer, H. Kiefer, C. G. Reim, Rädcke, Hajedorn, Lieb, Köpzel, Lauritzen, Volkert, Diehlmann.

Herrn Heidenreich (2), D. Harbeck.

M. Adelberg.

### Quittung.

Durch Herrn Pastor P. h. Brenner in Döbelsch \$40.15 als Zuschuß zu meinem Gehalt empfangen zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

C. Lieb.

### Quittungen.

Für die Anstalten: P. Jäkel vom Jungfrauen-Verein der Gnaden-Gemeinde \$24. Durch Pastor Bading, von P. Reim in La Crosse, Theil der Missionsfest-Collecte \$16.

Für Pastor Kelters Gemeinde in M'ne-sota: Frau Kressin \$1.80 Durch P. Reumann von ihm selbst \$1., von Ungenannt \$1. von C. Krause \$1. Durch P. Jäkel von Dahn 50 Cts P. Könecke \$2. Frau Birk \$2. Durch P. Bading von Zehur \$1.

Für die Taubstummen Anstalt in Royal-Dak von P. Jäkel \$11.

M. Adelberg.

Für das Gemeinde-Blatt haben bezahlt: P. Neumann, VIII, \$1, IX, \$23.50. P. Jäkel, IX, \$4. P. Stülpmagel, IX, \$1. P. Stefer, für Wit St. Paul 10 Exemplare, für selbst \$20; für Großhäuser, IX, \$1. P. H. Rädcke, VII-IX, \$2.25. P. Lieb, IX, \$1; M. Adelberg